

Jørgen M. Olsen

Die färöischen Fischer

Übersetzung aus dem Dänischen: Marina Hinz

Die Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel

„Ottemandsfarerens sønner“

im Forlagið Heinastova

In Memoriam

Detlef Wildraut

Norbert B. Vogt

Engelsdorfer Verlag

Leipzig

2022

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <https://dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-96940-287-0

Copyright (2022) Engelsdorfer Verlag Leipzig

Alle Rechte bei Ólavur Emil Olsen

Titelbild © Einblick [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)

www.engelsdorfer-verlag.de

16,80 Euro (DE)

Vorwort

Mein Großvater wurde 1849 in Strendur geboren. Von hier aus fuhr er in seinen Jugendtagen jedes Frühjahr zusammen mit anderen Fischern aus dem Dorf in ihren Achtmannruderbooten durch den Sund nach Eiði, um an der einträglichen Bootsfischerei im Nordmeer teilzunehmen. Im Jahre 1879 ließ er sich in Eiði nieder, wo 1888 meine Mutter geboren wurde. Mein Vater wurde 1879 im Dorf Sölmundarfjörður geboren, von wo er 1885 als Lehrjunge nach Eiði auswanderte. Ich wurde 1912 in Eiði geboren.

Doch erst in den 1920er Jahren begann die große Emigration aus Eiði, und meine Eltern waren unter denen, die das Dorf verlassen mussten. Denn da hatten die Trawler bereits die grandiose Bootsfischerei im Nordmeer zerstört und zugrunde gerichtet. Und da meine Eltern damals fünf Kinder und zwei Alte zu versorgen hatten und nicht mehr für die ganze Familie, die damals neun Mitglieder zählte, Essen und Kleidung beschaffen konnten, mussten sie auswandern. Als wir damals Eiði verließen, war ich gerade einmal acht Jahre alt. Doch noch viele Jahre später, nachdem wir nach Vágur auf Suðuroy ausgewandert waren, war das Dorf Eiði in meiner Erinnerung der Mittelpunkt der Welt. Verbunden mit all meinen Kindheitserinnerungen, die von den Erzählungen meines Großvaters und meiner Eltern über Eiði in ihren jungen Jahren gepflegt wurden.

Doch es sollten sechsunddreißig Jahre vergehen, bis ich wieder in meinem Geburtsort stand. Sicher war ich mir im Klaren darüber, dass Eiði ein totes Dorf war, und das seit vielen Jahren, aber einige meiner Kindheitserinnerungen waren die ganze Zeit am Leben gewesen. Aber nachdem ich auf einem Höhenzug gesessen und auf Eiði hinuntergeblickt hatte, waren alle meine künstlichen Kindheitserinnerungen zu Schutt und Asche geworden. Während ich hier saß, stand plötzlich ein alter Mann neben mir. Er setzte sich und fragte, warum ich hier so alleine säße. Ich versuche, mir einige der vielen Erinnerungen aus der Blütezeit des Dorfes hervorzurufen. Doch wie hat sich alles verändert. Mein Elternhaus ist verschwunden, nur die

Treppenstufe, die flache Schiefertafel, ist übrig. Auch die Bootshäuser am nördlichen Strand gibt es nicht mehr, das Gras ist über die letzten Reste gewachsen. Der alte Fischer seufzte und sagte: Ach ja, so geht es hier auf dieser Erde, und bald werden die letzten Erinnerungen für immer verschwunden sein. Alles wird vergessen sein, und die Erinnerungen an die Zeit, als Eiði einer der größten Industrieorte auf den Färöern war, werden ausgelöscht und verschwinden. All das Lachen dieser Zeit, Kummer, Mühe und Sorgen und die vielen Tränen werden vergessen sein. Sieh auf meine Hände, die siebzig Jahre lang ein Ruder gehalten haben, eine lange Zeit auf dem Meer im offenen Ruderboot.

Seine Augen schauten nun verträumt. Er verweilte einen Moment bei all dem, das er in all diesen Jahren erlebt hatte. Er hatte viel erlebt, sowohl gute wie auch schlechte Tage. Doch auf die gleiche Weise wie meine Hände verwelken, so werden all unsere Erlebnisse verblassen und mit unseren Leibern im Grab drüben auf dem Kirchhügel vergehen, und die zukünftigen Generationen werden unwissend sein vom Kampf um das Dasein unserer Vorväter.

Ich hatte eine Weile still dagesessen und der Erzählung des alten Mannes gelauscht, und hatte nun den Wunsch ihn zu trösten, aber ich musste zugeben, dass es wahr war, was er gesagt hatte. Einiges wird im Volksmund von Generation zu Generation überleben, doch das meiste wird verlorengehen. Der alte Mann erhob sich und wanderte hinab ins Dorf, und bald würde auch er im Grabe ruhen.

Ich blieb eine Weile sitzen und sagte mir, dass dies nicht geschehen durfte.

Ich sah hinab auf das Dorf und weiter hinunter zum Strand, wo in früheren Zeiten die Fischer mit ihren Achtmannruderbooten, vollbeladen mit dem großen Nordatlantikkabeljau, anlegten, und wo große Stapel Fisch zu liegen pflegten.

Einige der alten Bootshäuser gab es noch, doch die meisten standen leer. Und dort unten am *Hamar* waren der Damm mit dem Aquarium und dem Tummelplatz der Kinder ebenso verschwunden, aufgeschüttet und eingeebnet. Doch unten am nördlichen Strand lag noch

der Fußballplatz, aber er wurde nur selten benutzt, da die ganze Jugend des Dorfes sich andere Orte suchen musste, um zu fischen, und den ganzen Sommer über fort war. Auch das früher so große und schöne Versammlungshaus, wie alt und verfallen es aussah. Aber die Kirche, die stand immer noch in all ihrer Pracht und Herrlichkeit da und würde dort weiterhin stehen, wie ein Symbol einer verschwundenen Zeit. Aber sie würde bald die einzige Erinnerung sein, alles andere würde der Zahn der Zeit auslöschen.

Das durfte nicht geschehen.

Von da an, im Sommer 1956, begann ich ernsthaft meine Sammlungen an Erzählungen der alten Bootsfischer rund um die Inseln zu erweitern. Es sind über einhundert alte Menschen, die ich seitdem befragt habe, und sie alle waren bereit, von ihren Erlebnissen in ihren Jugendtagen zu berichten.

Desgleichen habe ich über die Jahre viele alte Menschen aufgesucht, die damals wie meine Eltern gezwungen waren Eiði zu verlassen und sich in anderen Orten rund um die Inseln niederlassen mussten. Alle waren sie so freundlich zu erzählen, und alle hatten mit Kummer im Herzen und vielen Tränen von der schönen Zeit in Eiði berichtet, bevor die Bootsfischerei ihrem Untergang entgegenging. Und wenn ich ihnen am Ende die Frage stellte, warum sie Eiði verließen, kamen sie alle mit der gleichen Schlussfolgerung in ihrer Erzählung: „Wenn die Trawler das Nordmeer nicht zerstört hätten, so hätten sie sicher immer noch in Eiði gewohnt.“

Aus all diesen Erzählungen ist dieses Buch entstanden. Und um sie alle zu einer Gesamtheit und die vergangene Zeit lebendig zu machen, damit die nachfolgenden Generationen einen kleinen Einblick in das tägliche Leben ihrer Vorväter und deren hartem Kampf ums Dasein bekommen, habe ich dieses Buch in Romanform geschrieben. Ich weiß, dass es viel zu kritisieren gibt, aber ich habe mein Bestes getan, um einen kleinen Funken dieser verschwundenen Zeit zu bewahren. Niemand soll sich gekränkt fühlen, denn die Namen aller Personen in diesem Buch sind erdichtet. Der harte Kampf und die Mühen dieser Menschen waren nicht vergebens, denn durch ihre harte Arbeit und genügsamem Leben zeugten sie die färöische Bevölkerung und lehrten sie mit geringen Mitteln auszukommen. Sie

saßen nie mit den Händen im Schoß da, denn selbst in den dunklen Wintermonaten waren alle Hände beschäftigt.

Da waren sie in den Rauchstuben versammelt, während die selbst gefertigten Tranlampen an den vier Holzwänden gezündet waren, um genügend Arbeitslicht zu spenden. Das Surren des Spinnrades, das Kratzen der Karden durch die Wolle und das flinke, unermüdliche Klicken der Stricknadeln schien so beruhigend wie rhythmische Musik, während Geschichten von den Familienältesten erzählt wurden. Dieses Leben und der Kampf dieser widerstandsfähigen Menschen waren nicht vergebens, denn mit ihrer unermesslichen Plackerei und Tatendrang, von Frauen wie auch Männern, auf See wie an Land, auf allen Inseln, gründeten sie das felsenfeste Fundament, auf das sich die färöische Gemeinschaft bis zum heutigen Tage aufbaut. Sie zeugten den gesunden, tüchtigen und widerstandsfähigen Fischer der Färöer, die heute immer noch die führende Fischereination sind und deren Flagge jetzt auf allen Meeren weht.

Hiermit sende ich all denen meinen herzlichsten Dank, die mir beifällig und bereit waren, ihre Lebensgeschichten und anderen Berichte aus dieser verschwundenen Zeit zu erzählen. Ohne sie wäre dieses Buch nie geschrieben worden. Es wurde geschrieben zur Erinnerung an die Söhne der Fischer. Es sind ihre eigenen Erzählungen und Texte, die sie selbst geschrieben haben, während sie mit den Rudern in den Händen in ihren Fischerbooten hinaus aufs Meer fuhren. Und all jenen, die nun in ihren Gräbern ruhen und deren Leiber längst auf dem Grund des Meeres vergangen sind, will ich für alles danken, was sie hinterließen. Ibrem Andenken zu Ehren!

Jørgen M. Olsen

1. Kapitel

Zwischen den beiden größten Inseln der Färöer, Streymoy und Eysturoy, verläuft der Sund. Von Norden und Süden kommend wird er allmählich schmaler, bis er schließlich in eine flussähnliche Enge mündet, *dem Strom*. Hier beträgt der Abstand zwischen den Inseln nur einige wenige Meter, und das Wasser draußen in der Mitte hat nur eine Tiefe von vier Metern. An dieser Stelle drückt die Strömung die Wassermassen in rasender Geschwindigkeit durch, bald in nördliche, bald in südliche Richtung. Nach dieser Strömung hat die größte Insel der Färöer, Streymoy, ihren Namen bekommen. Am südlichsten Ende der Insel liegt die Hauptstadt, Tórshavn. Aber diese Geschichte spielt sich oben auf der anderen Seite des Sundes ab, auf der Insel Eysturoy. Am nördlichen Teil dieser Insel, wo der Sund und der Nordatlantik zusammentreffen, liegt das Dorf Eiði, das vor hundert Jahren das Esbjerg der Färöer war.

Wir befinden uns in den 1860ern. Mit Sehnsucht hat man auf die Ankunft des Frühlings gewartet, und von morgens bis abends summt das Dorf vor Leben. Es ist die Frühjahrsfischerei, die vor der Tür steht – der fruchtbarsten Fischsaison des Jahres – und sowohl Boote als auch Fischereigerätschaften müssen instand gesetzt werden. Der Frühjahrsfisch hat bereits seine Ankunft gemeldet und steht in dichten Schwärmen längs der Küste.

Das Dorf Eiði liegt an der Schwelle zum Nordatlantik, und Fischer aus anderen Dörfern lassen sich für die Saison nieder, um an der einträglichen Fischerei teilzunehmen.

Ein Boot kommt von oben durch den Sund gerudert. Acht Mann sitzen hinter den Rudern, und sie sind alle aus dem Dorf Kaldbak auf Südstreymoy. Auf halbem Weg schließt sich ihnen im Sund ein zweites Ruderboot an, auch ein Achtmannruderboot, und dieses kommt aus dem an der Mündung des Skálafjords auf Eysturoy gelegenen Dorfes Strendur. Sie haben beide den gleichen Weg, die Boote. Sie steuern auf Eiði und die Frühjahrsfischerei zu.

Das erste Boot bringt nur Fischereigerätschaften und Bettzeug für die Mannschaft mit. Die Fischer sollen in Eiði wohnen, solange die Fischerei im Gange ist, und dann wieder ins Heimatdorf zurück. Das

andere Boot ist mit allerlei Hausrat schwer beladen. Frau und Kinder des Bootsführers sind auch auf dieser Reise mit. Über viele Jahre ist er im Februar nach Eiði gezogen, um erst wieder im Mai heimzukehren. Doch in diesem Jahr hat er einen Beschluss gefasst. Er will sich endgültig in Eiði niederlassen. Er ist nicht allein mit dieser Entscheidung. Familie für Familie ist in letzter Zeit nach Eiði gezogen, dem Dorf mit den reichen Möglichkeiten. Es ist eine stetige Zuwanderung, die stattfindet. Die grandiose Fischerei ist einträglich und hat Arbeit für alle Hände. Ein Teil der zugereisten Fischer hat sich auch mit den hübschen und tüchtigen Mädchen des Dorfes verheiratet.

Aber das Dorf zieht nicht nur Fischer an. Es werden auch Handwerker benötigt – Zimmerleute, Steinmetze, Maurer, Schuster, Eisenschmiede und Bootsbauer. Es besteht ein reichlicher Bedarf an all diesen Männern. *Wo etwas verhandelt, es etwas verwandelt*, sagt man ja, und so ist es auch hier.

Es kommen auch hoffnungsvolle junge Männer aus anderen Dörfern, um Stellen als Lehrlinge zu suchen. Die Bootsbauer haben genug zu tun. Neue Boote müssen gebaut werden und die alten überholt, bevor die Fischerei beginnen kann. Die Zugezogenen brauchen neue Häuser, und der Eisenschmied ist von morgens bis abends beschäftigt. Auch der Schumacher hat viel zu tun. Sowohl Schuhe als auch Seemannstiefel müssen per Hand genäht und altes Schuhwerk instand gesetzt werden.

Hamar wird sie genannt, die Klippe, die in die See hinausragt, der Hafenanlage der Bootsfischer. Eiði hat weder einen von Menschenhand geschaffenen Anlegeplatz noch einen Kai. Man muss mit den Landungsverhältnissen zurechtkommen, die die Natur einem zur Verfügung gestellt hat. Und dort unten am *Hamar* finden wir jetzt Sigmund. Er ist hochgewachsen und kräftig und hat breite Schultern. Ein widerstandsfähiger Wikingertyp. Auf dem Kopf sitzt die färöische Mütze. Jacke und Kniehose sind selbstgewebt, und an den Füßen trägt er Hautschuhe aus Kuhleder. Am Gürtel hängt das unentbehrliche Fischermesser. Sigmund ist im besten Alter, doch das Gesicht ist bereits zerfurcht – lederartig und wettergegerbt. Es ist das harte Leben als Bootsfischer, das seine Spuren hinterlassen hat.

Sigmund lässt die Hand durch seinen rötlichen Bart gleiten, der vom Teer schwarzgesprenkelt ist. Er ist dabei, sein Boot zu teeren. Es ist die Pflicht des Bootsführers, das Boot instand zu halten und dafür zu sorgen, dass alles im besten Zustand ist, wenn die Fischerei beginnt. Sigmund steht mit dem Teerpinsel in der Hand da, stark in Anspruch genommen. Die Fischerei beginnt in wenigen Tagen. Er muss also zusehen, dass er mit der Arbeit fertig wird. Hin und wieder wirft er einen Blick in südliche Richtung, zum Sund hin. Es ist eine alte Gewohnheit. Fast der ganze Verkehr von und nach Eiði verläuft diesen Weg.

Ein Boot erscheint. Es kommt von oben durch den Sund mit Kurs auf Eiði gerudert. Sigmund fährt in erneutem Tempo mit dem Teeren fort. Er muss zusehen, dass er fertig wird, bevor das Boot am *Hamar* anlegt. Die Neuangekommenen benötigen eine helfende Hand, wenn das Boot an Land gezogen werden soll. Aber sind es nicht zwei Boote hintereinander? Ob es wohl Fremde oder alte Bekannte sind, die schon früher an der Frühjahrsfischerei teilgenommen haben? Sie haben immer Neues aus ihren Heimatdörfern zu erzählen. Ansonsten ist es spärlich mit Neuigkeiten von außerhalb, und Fremde sind eine willkommene Abwechslung im alltäglichen Trott des Dorflebens.

Die Boote nähern sich jetzt dem Land. Sigmund hat das Boot fertig geteert, sitzt und wartet. Die Anzahl der Ruder verrät, dass es sich um zwei Achtmannruderboote handelt, der am häufigsten verwendeten Bootsgröße für die Frühjahrsfischerei. Die Boote bewegen sich mit gleichmäßigen Ruderschlägen. Das Wetter ist gut, und sie gehen es ruhig an. Sie können erst in einer viertel Stunde ankommen.

Sigmund sitzt da und verfällt in seine eigenen Gedanken. Er ist völlig hingerissen von dem Anblick der beiden Boote, die mit jedem Ruderschlag näher und näher kommen. Er wäre stolz, solch ein Boot zu führen, das gibt er gerne zu. Wie zwei stolze Schwäne kommen sie durch den Sund geschwommen. Über tausend Jahre waren diese Boote die treibende Kraft der Fischerei. In allen färöischen Dörfern werden sie benutzt. So hat es immer ausgesehen, das Boot, genau wie zu der Zeit, als die Nordmänner in ihren Wikingerschiffen aus Norwegen kamen, auf dem Weg zu den Färöern, Island und Grön-

land. Sie ließen sich auf diesen schroffen Inseln mitten im Atlantik nieder. Von ihnen stammen die Färingier ab, genauso wie das Herzenskind des färöischen Fischers, das Achtmannruderboot von den Wikingerbooten abstammt. Sicher variieren die Boote in Größe, doch die Form und Bauweise haben sie beibehalten. Ist es nicht merkwürdig, wenn man an die großen Umwälzungen im Schiffs- und Bootsbau denkt, die in anderen Orten der Welt vonstattengegangen sind?

Das färöische Achtmannruderboot hält immer noch der gewaltigen Entwicklung der neuen Zeiten stand. Seit tausend Jahren hat es sich im Kampf gegen die tobenden Stürme und dem Wellengang des Nordatlantiks bewährt. Es ist ein Fischerboot, der hohe Drachensteven des Wikingerbootes ist verschwunden, und die Wikingerschilde wurden gegen Fischereigerätschaften ausgetauscht. Es ist nicht ohne Stolz, dass Sigmund die beiden Achtmannruderboote betrachtet, die nun am *Hamar* anlegen.

2. Kapitel

Es war der erste April und die Frühjahrsfischerei in vollem Gange. Alle Boote waren vor Tagesanbruch zum Fischen hinausgefahren. Es war gutes Angelwetter, dennoch gab es in dieser Situation gewisse Bedenken. Es war ja der erste April. Wie oft hatte doch dieser Jahrestag schon früher Unglück und Sorgen mit sich gebracht. Alle Bootsführer waren heute besonders vorsichtig und hielten sich so nah wie möglich an der Küste. Zu dieser Jahreszeit konnte ohne jegliche Vorwarnung ein Unwetter ausbrechen und es schwierig machen, Land beizeiten zu erreichen. Es begann oft mit einem unschuldig aussehenden Schneeschauer, doch bevor man die Langleinen einholen konnte, war die Sonne verschwunden und der Tag in ein Halbdunkel mit Schneesturm, der über das Meer peitschte, verwandelt.

Drei alte Fischer machten ihre gewöhnliche Runde am Strand entlang. Alle hatten die achtzig überschritten und nahmen nicht länger aktiv an der Fischerei teil. Doch nach einem langen Leben als Boots-

fischer waren sie täglich in Gedanken bei ihren Söhnen und Sohnesöhnen draußen auf dem Meer.

Ihre Gedanken galten jenen dort draußen. Hin und wieder ließen sie den Blick über das Wasser gleiten, aber keiner von ihnen sagte etwas. Sie hatten die gleichen Gedanken, versuchten aber ihre Unruhe voreinander zu verbergen. Der älteste der Fischer sandte einen forschenden Blick zum Horizont und sagte dann: „Mir gefallen diese kleinen, dunklen Wolken nicht, die sich im Westen zusammenbrauen.“

Die beiden anderen versuchten schweigend die Probleme beiseitezuschieben, aber auch sie hatten Söhne und Sohnessöhne auf See. Der Himmel konnte sich zu dieser Jahreszeit nicht den ganzen Tag wolkenfrei halten, wandten sie ein.

„Jahreszeit, Jahreszeit“, wiederholte der Alte und erhob sich mit einem Ruck, so dass es im Rückgrat knackte.

„Das ist genau das, was nicht in Ordnung ist. Seid ihr euch vielleicht nicht klar darüber, dass wir heute den ersten April haben?“

„Jo jo“, kam es von den beiden anderen, die nicht länger ihre Besorgnis zu verbergen versuchten.

Auf den Inseln konnte man von besonderen Tagen im Jahr berichten, die als Unglück bringend galten. Es lagen bittere Erfahrungen vieler Generationen dahinter, kein leeres Gerede oder Aberglaube. Generation auf Generation hatte festgestellt, dass in Abständen einiger Jahre genau an diesem besonderen Tag Unglücke geschahen. Deshalb tat man klug daran, auf der Hut zu sein.

Und heute war der erste April, einer der größten Sorgentage in der Geschichte des Landes. Die drei alten Fischer hatten guten Grund, sich in dieser Situation unwohl zu fühlen. Der heutige Tag hatte wie so viele Unglückstage begonnen. Am frühen Morgen hatte die Frühlingssonne ihre warmen Strahlen von einem wolkenlosen Himmel hinab gesandt. Die Berggipfel spiegelten sich auf der blanken Meeresoberfläche. Kein Lüftchen rührte sich, und der Schrei der Möwen war bis weit hinaus auf der offenen See zu hören. Es war, als versuchten sie mit ihrem Schrei die Boote zu sich zu locken. Und die Fischer ließen sich locken und hatten es eilig loszukommen.

Die drei Alten wanderten rastlos zwischen dem Dorf und dem Nordstrand auf und ab. Sie hatten förmlich ihre krummen Rücken gestreckt und einen fast leichten und federnden Gang bekommen. Eine stetige Wolke von Tabaksrauch qualmte aus ihren Tonpfeifen. Leben war in die drei Alten gefahren. Sie führten sich wie Löwen auf, die die Mähne schütteln und auf der Hut sind, wenn ihrer Nachkommenschaft Gefahr droht.

Mit festen Schritten kamen sie am See vorbei und standen dann am Nordstrand mit seinen tausenden großen und kleinen Kieselsteinen. Die Blicke schweiften wieder über das Meer. Ja, dort lagen sie und dümpelten vor sich hin, die Boote, von der Fischerei voll in Anspruch genommen. Sie hatten einen Kilometer zwischen dem Dorf und dem Strand zurückgelegt, und die drei Alten setzten sich, um nach der Wanderung zu verschnaufen. Aber sie haben gleichsam keine Ruhe in sich. Bald stehen sie auf und spähen abwechselnd zu den drohenden Wolken und den Booten. Sie klopfen die Pfeifen an den Kieselsteinen aus, leeren sie gründlich und stopfen sie erneut, nehmen sich Feuer und rauchen als gälte es das Leben. Und das tut es ja auch – für die draußen auf dem Meer.

Was zum Teufel ist in sie gefahren? Haben sie keine Augen im Kopf? Jedes Kind sollte wissen, was diese Wolken bedeuten. Vorsichtshalber hatten sie heute die Langleinen zu Hause gelassen und nur die Angelleinen mitgenommen. So kann man schnell Kurs heimwärts nehmen, falls das Unwetter aufziehen sollte. Aber die alten Fischer kennen die Situation. Niemand will der erste sein, Segel zu setzen und Land anzusteuern.

Der älteste Fischer schlägt wieder die Pfeife gegen die Steine. Er schlägt mit solcher Kraft, dass die morsche Tonpfeife in der Mitte zerbricht. Er steht eine Weile mit ihr in der Hand da. Dann explodiert er schließlich:

„Das sind die verflixten Kinderärsche da draußen, die Schuld daran haben, dass ich die Pfeife zerbrochen habe.“

Der Pfeifenstiel verschwindet in der Hosentasche, und er steckt sich die Pfeife in den Mund. Der warme Pfeifenkopf brennt an den Lippen, aber geraucht werden muss.

„Nein, in den alten Tagen war es anders, da waren wir es, die hinter den Rudern saßen. Damals hatte man Augen im Kopf. All das, was wir unseren Söhnen und Sohnessöhnen erklärt haben, war zu nichts nütze. Die Jungen gehen ihre eigenen Wege und scheren sich den Teufel, was wir sie gelehrt haben. Es wird ihr eigener Untergang, und wir Alten müssen unsere teuer erkauften Erfahrungen mit uns ins Grab nehmen.“

Im selben Augenblick geben die beiden anderen einen Ruf von sich und zeigen hinaus aufs Meer – schlagen dem Ältesten auf die Schulter. Er ist immer noch mit seiner Pfeife beschäftigt, die ihm ohne Stiel nicht schmecken will.

„Wen hast du Kinderärsche genannt? Sieh nur, der Wind bläst in einem der Segel, und die anderen werden bald folgen. Nein, Alter, unsere Erfahrungen werden wohl noch viele Jahre weiterleben, nachdem wir selbst im Grab liegen.“

Und bald sind mehrere Segel zu sehen. Alle Boote halten nun Kurs aufs Land. Die Greise beruhigten sich und begaben sich heimwärts ins Dorf. Die Pfeifen durften erlöschen. Jetzt würde einem eine warme Tasse Kaffee guttun, bevor man zum *Hamar* hinunter ging, um beim Hochziehen der Boote ins Trockene zu helfen.

Der erste Schauer fegte über das Meer. Schlagartig verwandelte es sich und geriet in Aufruhr. Ein Dutzend alter Fischer hatte sich auf die Steinkante unten am *Hamar* gesetzt. Alle spähten sie in nördliche Richtung zum Sund, wo nun Boot für Boot in Sicht kam, Kurs aufs Dorf nehmend. Sie begannen zu zählen: Acht, neun... Noch immer fehlten vier Boote. Dreizehn Achtmannruderboote waren heute früh aus Eiði losgefahren. Jetzt erschienen drei Boote, zehn, elf, zwölf. Jetzt fehlte nur noch ein Boot – das dreizehnte. Plötzlich verdunkelte sich der Himmel und Schnee peitschte in die Augen, so dass man nicht eine Bootslänge vor sich sehen konnte. Die zwölf Boote standen jetzt in den Bootshäusern. Doch noch immer fehlte das dreizehnte.

Warum mussten nun auch heute dreizehn Ruderboote zum Fischen hinausfahren? Ja, früher gab es genug Fischer, um dreizehn Boote zu bemannen. Niemand hatte einen Gedanken daran verschenkt, dass dreizehn eine Unglückszahl war.